

Ich will mein Leben zurück.

Vielleicht endete am 4. Juli 2016 eines der vielversprechendsten Projekte der Moderne. Es war an einem ganz normalen Montag. Eine Woche zuvor hatte eine Mehrheit der Briten dafür gestimmt, aus dem verfassten Europa auszusteigen. An diesem Montag also war Ukip-Chef Nigel Farage vor die versammelte Presse getreten und hatte eine auf den ersten Blick merkwürdige Forderung formuliert: „Ich will mein Leben zurück!“, so Farage gegenüber einer verdutzten Weltöffentlichkeit.

Diese hatte vieles von dem erwartet: Eine Antwort auf die Frage, wie genau sich einer der damals wichtigsten Populisten Europas den Brexit eigentlich genau vorgestellt hatte; oder eine Stellungnahme zu dem Umstand, dass es vornehmlich die alten und gebrechlichen Briten gewesen waren, die für die „Leave“-Kampagne und Farages Träume vom untergegangenen Königreich votiert hatten. Ganz sicher aber hatte man nicht dieses erwartet: Eine privatistische Melancholie.

Vielleicht endete das eingangs erwähnte vielversprechende Projekt aber auch erst vier Monate später: Es war der 8. November 2016, als der frisch gewählte US-Präsident Donald Trump vor die wartenden Journalisten in New York trat und in pathetischen Worten erklärte, dass er „das Schicksal des Landes zurückgewinnen“ wolle. Was immer die Populisten des Jahres 2016 also auch für die Zukunft erreichen wollten, in einem schienen sie sich einig zu sein. In ihren Sätzen klang immer das kleine Wörtchen „zurück“ mit. Die Vision der neuen Internationale der Nationalisten hieß Regression! Zurück in die Zeit, in der alles besser schien; in der das Morgen noch hell und leuchtend und der Rücken noch ohne Schmerzen war! Für viele politische Kommentatoren war Farage somit der Totengräber Europas und Trump der Endpunkt unter der Geschichte des Westens.

Endete 2016 somit das Projekt der offenen und demokratisch verfassten Gesellschaften? Ein solches Urteil wäre wohl noch immer zu früh. Der Weltgeist weht schließlich, wo er will, und der Weg von der griechischen Polis hin zum „Parlamentum Europaeum“ verlief noch nie eben und gerade.

Der „Westen“, das hat nicht zuletzt Heinrich August Winkler in seiner mehrbändigen Untersuchung zu diesem Thema gezeigt, war nie mehr als ein Narrativ – eine Erzählung mit unterschiedlichen Verläufen und Spannungsbögen.

Nein, gescheitert ist im zurückliegenden Jahr etwas Anderes: Etwas, das über Jahre hinweg als jüngstes Update der großen Erzählung von der westlichen Moderne galt: Die Vision nämlich, dass sich die Worte Demokratisierung und Digitalisierung irgendwie reimten. „Länder, die das Internet haben“, so formulierte es 2011 noch der damalige Google-Chef Eric Schmidt „werden es nicht abschalten. Und so wird sich die Kraft der Freiheit und die Kraft der Ideen weiter verbreiten und die Gesellschaften auf dramatische Weise verändern.“ Für Schmidt war das Netz nicht einfach eine Technologie, es war ein Katalysator für Freiheit und Demokratie.

Umstandslos fügte es sich in jene mediengeschichtliche Eschatologie ein, die vom Buchdruck bis zur Fotografie eine sich selbst beschleunigende Geschichte der Aufklärung erblicken wollten. Das Internet war längst zum Glaubenssystem geworden. Und geglaubt haben wir alle. User auf der ganzen Welt haben das Lied von der optimierten Gesellschaft und von der Freiheit der Informationsflüsse angestimmt. Die Ereignisse des Jahres 2016 aber haben uns aus unseren binär codierten Träumen gerissen. Bots, Fake News und eine zunehmende Politik des Spektakels haben uns vor eine bittere Wahrheit gestellt: Das Internet mit all seinen Struktur- und Systemverschiebungen hat nicht zu mehr Solidarität und Vernetzung, es hat zu sozialen Blasen und digitalem Narzissmus geführt. Es hat nicht mehr Wissen, sondern mehr Desinformation hervorgebracht. Es hat nicht die Freiheit, sondern einen paranoiden Kontrollwahn befördert. Es hat den Menschen zur Ware gemacht, während zeitgleich nahezu das gesamte Außen zu entschwinden drohte. Neu indes war das nicht. Die „Liquid Democracy“ war immer schon nicht mehr als eine Utopie aus der Steckdose. Eine Vision ohne Tiefe und ohne Weltbezug. Wie es denn aussieht, wenn man dem letzten großen Heilsversprechen den Strom abdreht, das hat im letzten Jahr eine Aufnahme des türkischen AP-Fotografen Burhan Ozbilici gezeigt: Es war der 19. Dezember 2016.

In einer Galerie in Ankara erschoss der 22jährige Mevlut Mert Altintas den russischen Botschafter Andrej Karlow . Ozbilicis Aufnahme dieses Terroranschlags erschien wie eine Mischung aus Pulp Fiction, Duane Hanson und Performance Art. 'Ist das wirklich passiert?', fragten sich hernach eine erstaunte Internet-Gemeinde, die Ozbilicis Foto nahezu zeitgleich in ihrem News-Feed fand. Als hätte die einst von Jean Baurillard formulierte Simulationstheorie noch eines weiteren Beweises bedurft, starrte man durch Ozbilici Foto hindurch auf die Leere in einem kalten White Cube. Irgendwie schien dieses Foto aus dem fernen Ankara auf unsere eigene Leere zu verweisen – auf unsere Unfähigkeit, die Grenzen von Realität und Simulation, von Wirklichkeit und Künstlichkeit noch abzustecken und zu beschreiben. Ja, schlimmer: In der Ästhetik dieser Aufnahme lag die furchtbare Ahnung verborgen, dass wir selbst über die Differenz von Leben und Tod nichts mehr zu sagen wussten.

Wir haben, um es mit dem Soziologe Hartmut Rosa zu sagen, auf dramatische Weise den „Weltbezug“ verloren. Es mangelt den westlichen Gesellschaften an Resonanz, an Empathiefähigkeit und am menschlichen Maß. Für manchen sogenannten „Digital Native“ scheint der aggressive Durchbruch, wie er sich 2016 in Ankara, aber auch in München, Berlin oder Würzburg gezeigt hat, zur letzten Möglichkeit geworden zu sein, die Matrix des Netzes zu durchbrechen. Hinter den Codes, den Programmen und dem postfaktischen Spektakel aber wartet noch immer die Echtheit der Welt. Diese Echtheit muss 2017 zurückgewonnen werden.

„Ich will mein Leben zurück!“ Dieser Satz Nigel Farages könnte zur vielleicht wichtigsten Forderung der kommenden Jahre werden.

RH, Journalist